Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 15

Artikel: Der Brief : Novelle
Autor: Hess, Jacob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670135

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dryander mit der Komoedienbande.

Mich brennt's an meinen Reiseschuhn,
Fort mit der Zeit zu schreiten —
Was wollen wir agieren nun
Vor so viel klugen Leuten?

Es hebt das Dach sich von dem Haus
Und die Kulissen rühren
Und strecken sich zum Himmel raus,
Strom, Wälder musizieren!

Und aus den Wolken langt es sacht,
Stellt alles durcheinander,
Wie sich's kein Autor hat gedacht:
Volk, Fürsten und Dryander.

Da gehn die einen müde fort,
Die andern nahn behende.
Das alte Stück, man spielt's so fort
Und kriegt es nie zu Ende.

Und keiner kennt den letzten Akt
Von allen, die da spielen,
Nur der da droben schlägt den Takt,
Weiß, wo das hin will zielen.

Eichendorff.

Der Brief.

Novelle von Jacob Heß. Nachdruck verboten!

„Oh die guet Luft, oh! Die alte Theres schnuppert wohllüstig den Waldesodem. „Oh die Sonn' und die Bäum' und der Blauhimmel obe — alles akkrat wie frisch g'wasche, aufg'hängt und neu gebiegelt!"

Ach ja — die betagte Alte weiß schon, was waschen heißt. An die dreißig Jahre müht sie sich ab in dumpfen Waschküchen, geduldig wie ein Roß im Strange.

„Doch de Sunntig laß' ih mer nid verluedre", pflegt sie rauh und kraftvoll zu betonen, „einam in der Woch' mueß das Mensch si Rueh ha'n, sunscht fahre Lib und Seel' usenander! Am Sunntig vormittags in d'Kirch, verschtascht, gesäubert und nid verhudlet — und nachmittags, regnets nid, in de Wald, wo die Mööser und Beer' und Kräuter waxe und d'Vögel drobe im Laub musiziere, als hätted ses vom Stuck, die Racker. Ja — macht's nur so weiter, ihr liebe Buntröckle! Ih hör' scho zue!" Und sie nickt mit dem Graukopf.

Breitbeinig stellt sie sich hernach vor's Bänklein, von ihr zu längerer Rast auserkoren, mit brillenlos scharfem Blick die Sitzfläche nach etwelchem Schmutz absuchend. „Dreckig isch nid!" stellt sie ruhig fest. „Will aber no schnell mit dem Naselümple drüber fahre — sicher isch sicher. Mis G'wand hat a schon sine zwanz'g Jährle — mueß ihm Sorg' trage, darf's nid verschimpfiere. Unsereins kann sich nid jede Sommer a Seidefähnle ums Knocheg'schtell hänge."

Umständlich setzt sie sich darauf. Auch solch ein Geschäft muß überlegt sein. Den alten Kopf soll die Sonne nicht rösten; aber den Rheumatismenfüßen tut sie doch wohl, die strahlende Wärme, welche in Garben herniederflutet durch all die Ritzen und Lücken des Laubwerks.

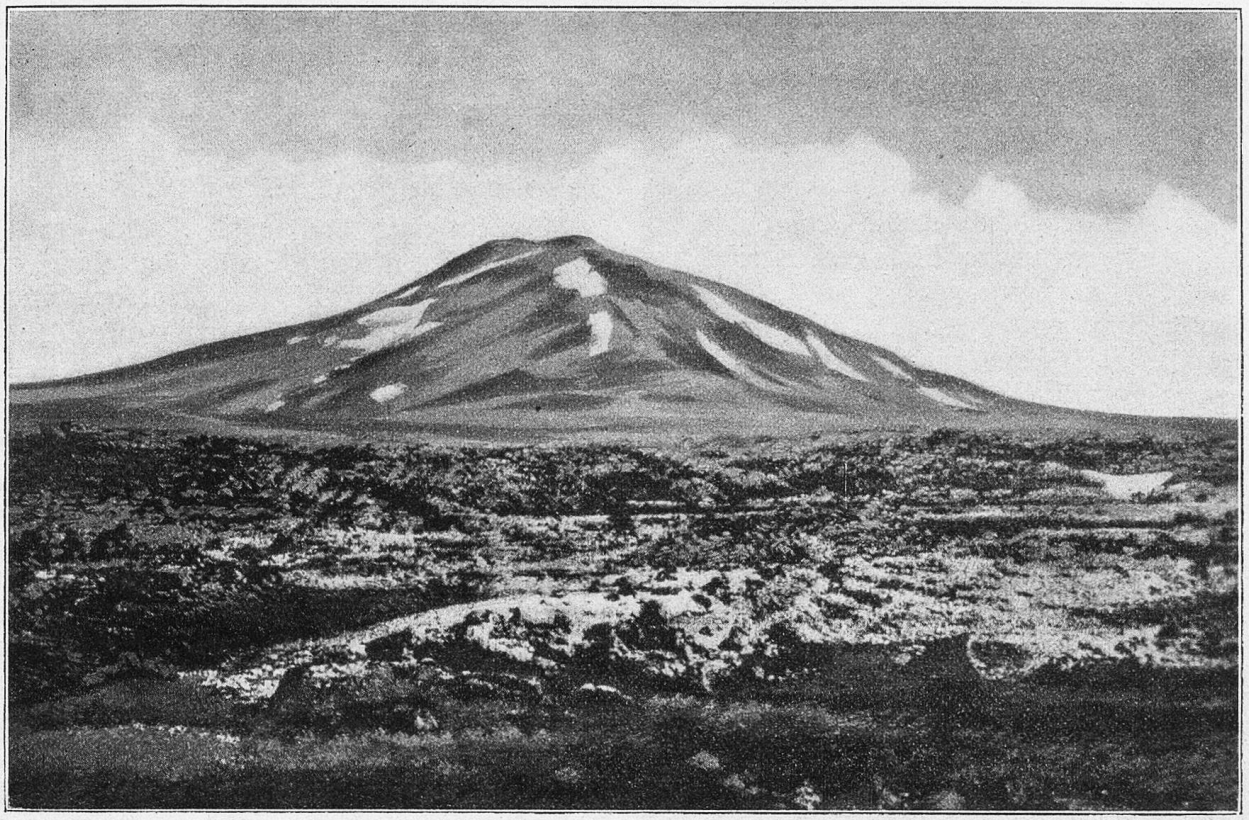
Ja — peinlich genau ist sie schon, die Alte. Das hat der Beruf ihr eingebläut mit seinem ewigen Saubermachen, das nicht den Schatten eines Fleckleins auf Wäsche, Kleid oder Boden duldet. Das junge Paar auf der Nachbarbank brauchte eigentlich gar nicht darüber zu spötteln. Was wissen die grasgrünen Finken vom Leben, vom Altwerden unter Arbeit und Mühsal?

„Herrgöttle vo Biberach", brummt die Theres, ihr Gegenüber gar nicht beachtend, „wo hab' ich Dummerle denn no glei das Briefle vom Bruder Felix hing'schteckt?" Eifrig durchsucht sie die Ledertasche, ein schwarzes Altweiberungetüm, das außer Bürste, Kamm und Schnupftuch auch noch den Vieruhrimbiß enthält.

„Hab' ih's eppe daheimg'lasse?" Nochmals kramt sie in den verschiedenen Fächern herum. „Nui — da isch es ja." Sie zieht einen Umschlag zuhinterst hervor und beschaut ihn andächtig.

Dann schüttelt sie plötzlich, ärgerlich lachend, wieder den Kopf: „Nana — die Briefmarke, wieder schief draufklebt, das sieht ihm ja gleich, dem Felix, dem Nixnutz! 's geht doch in einem, wenn mer die Dinger schö aufrecht hisetzt. Nuja, a bissel a Luftibus isch er halt immer gwe'n, der liebe Bruder."

Sie wendet den Umschlag, nun die Rückseite



Island. Hekla.

eingehend musternd. Laut liest sie für sich: Absender Felix Korzendörfer, Gammertingen, Hohenzollern.

„Nu ja", sie seufzt eine Scholle heraus. „Da sitze sie alle daheim, die Verwandte, daheim im liebe Schwabeländle — und ih — und ih mueß Schwizerbrot esse und Schwizerwäsch wasche — jaja — ih arms Tröpfle. Freili — freili — alles habe sie au nid drauße, meine Verwandte. Wenn ih zurückdenk; na, wenn ih z'ruckdenk' — wie schmal mir habe durch müesse als Kinder. Herrgöttle vo Biberach, war des e Lebe!"

Die Theres legt den Umschlag beiseite und schließt die Augen unwillkürlich, bezwungen von der Macht des Erinnerns, das kraftvoll zurückströmt, Welle um Welle.

Sie sieht sich in Kinderschuhen daheim bei Vater und Mutter im rauhen Albdörflein. Vor ihrem Geistesaug' erstehen alle die dürftigen Häuschen wieder, eingeschmiegt in die Falte des Tälchens und überragt von den Weidehöhen, darauf die Machangelbüsche stehn wie Bataillone von Wachtsoldaten.

Ihr Vater war Schmied, ein zäher Knorren, gleich den Eichen und Buchen am Dorfbach. Wo der hinschlug mit seinen Pranken — und er verstand das Zuhau'n aus dem Effeff — da wuchsen gelb' und blaue Flecken, wie Blumen auf den Frühlingswiesen. Er konnte auflodern, wie sein Schmiedfeuer, wenn man mit einem Blasbalg hineinpfaucht.

Auch Mutter war keine zarte Seele. Auch sie war dem Boden der Alb entsprossen, einer magern, trockenen Scholle, daraus Kalkbrocken spitz herausstechen wie weiß gebleichte Leichenknochen. Gewiß — die Arbeit, das zähe Schaffen von morgens früh bis in alle Späte — tagsüber draußen in Garten und Acker, abends bei Licht vor dem mächtigen Flickkorb — das konnte kein weiches Gemüt hervorbringen, keine mildlächelnde Träumerseele. Hoho — da heißt es sich wohl umtun, bei kargem Verdienst und achtzehn Kindern, die Kleider verderben und Futter würgen, als hätte der Herrgott ihre Mäuler für Millionärstafeln hergerichtet.

Huh — das war ein Hin und Her im Hause, ein Brüllen im Heitern, ein Kreischen im Finstern, ein ständiger Wechsel von Eintracht und Hader. Kein Wunder, verzichteten Vater und Mutter auf Überreden und sanften Zuspruch, kein Wunder, hieben sie ohne viel Worte die streitend Verknäuelten auseinander.

Im übrigen war das Leben dort einfach. Die größern Kinder mußten der Mutter draußen in Feld und Garten helfen, die Kleineren jagte man morgens ins Freie und pfiff sie des Abends wieder herbei, wie eine weidende Ziegenherde.

Man war auch anspruchslos daheim. Wenn der Vater etwa aus der Stadt eine Wurst heimbrachte, dann schnitt man sie sauber in soviel Rädchen, als gerade gierige Mäuler im Haus herumliefen. Etliche Kinder weilten zum Glück schon abwechselnd auswärts auf fremder Arbeit. Ein Gast nur — das Kranksein — blieb allen fern. Gesund wie junge Hunde kroch und lief die Nachkommenschaft ums Haus. Gar mancher würd' Wehe geschrieen haben, hätt' er die Brut halbdutzendweise in wenige Betten gestopft gesehen.

Na — Kurzweil fand man auch dabei. Man suchte sie eben, wo sie grad wuchs, auf fremden Kirschen- und Apfelbäumen, in Rüben- und Kartoffeläckern, wo mehr drinnen steckte, als im eignen. Der Vater verdrosch zwar den Hintern dessen, den er bei fremdem Gut ertappte. Bei ihrer unersättlichen Eßlust brachten aber die Rangen selten ein gemaustes Stück bis nach Hause. Die Mägen schwiegen befriedigt dazu, verriet nicht etwa eine Kolik den gierigen Fraß unreifen Fremdobstes.

Kein Wunder — stießen die Eltern vom Vorrat an Kindern ab, was nur gehen wollte. Kaum vierzehnjährig, kam die Reihe zum Wandern schon an die gute Theres. Ihr Bündelchen Kleider drückte sie kaum; auch schritt sie leichten Fußes von dannen, den Magen nicht überladen mit Braten, aber zum Grundstock ein Knochengestell, das sich sehr wohl ausfüllen ließ mit allem Schmackhaften und Guten der Erde.

Es wurde eine weite Reise, von Ort zu Ort, von Stelle zu Stelle. Man behielt das Mädchen im Anfang nicht gern; denn jeder rechnete sich's aus, wie viel's wohl brauche, bis solch ein Gestüdel erst richtig angefuttert sei.

Doch — Gott sei Dank — sie konnte auch schaffen — arbeiten trotz einem Ackerrosse — und das zog am Ende auch bei den Bauern, und später bei den Herrschaftsfrauen. Die Theres mußte nicht fürchten, die Knochen fielen ihr von selbst auseinander, und bücken konnte sie sich auch noch ohne Leibesumfangnöte.

Ihr größter Sprung aber — unternommen mit einem gewissen Krabbeln im Herzen —, das war der Gewaltsprung über die Grenze des Schwabenländchens — in die Schweiz nei — wo, wie man weiß, die Kühe mit Kränzen auf den Hörnern im Feld herumlaufen. Es wurde geraunt, das wäre das wahre Paradies für Schwabenmaitli, da gäb's zum Platzen zu essen, da würden die Mägde alle rosig und rund.

Aber ein eigen Volk mußt' es doch sein, das gewissermaßen herrenlos, ganz ohne Kaiser und König herumlief, selbst die Staatsoberhäupter ein- und absetzend, als wären's Kegel beim Kegelspiel.

Nun — Theres gewöhnte sich rasch an die Schweiz — zu gut fast, fand sie sich doch nicht mehr heimwärts. Auch sie wurde alsgemach rundlich und fest, das Raunen draußen nicht Lüge strafend. Nach und nach wurde ihr allerdings das Dienen doch über — sie wollte frei sein am Abend und Sonntags — sie wollte arbeiten und ruhen dürfen nach ihrem Belieben. So wurde sie Wäscherin und blieb's auch durch all die vielen, vielen Jahre.

Gut — aber die Liebe? frägt sich wohl mancher. Hat die denn der Theres nie Kummer bereitet?

Ach nein — wir müssen das ehrlich gestehn — sie nahm sich eigentlich gar nie Zeit, das eigentümlichste aller Dinge so recht aus der Nähe sich anzugucken. Ja — hin und wieder — auf einem Ball der Dienstboten oder auf einem Spaziergang, da blinzte ihr wohl die Liebe einmal süßlächelnd über die breite Schulter. Sie spürte das kaum, nahm wohl gar an, der Lockeblick gelte einer andern, einer besser Ausstaffierten. Ein's fehlte ihr eben: Eitel war sie ihr Lebtag nie; sie konnt' sich nicht als leuchtend Kronjuwel erblicken, sich selbst und andere betrügend. Ein Pflichtbewußtsein, ausgeprägt praktisch, verhinderte sie auch, während der Arbeit an Liebeleien herumzusinnieren, und für Sinnenlust oder Kleider reuten sie die putzigen Fränklein. So wanderte Theres, als ihre Zeit da war, seelenvergnügt an der Liebe vorüber, und jetzt, in ihren alten Tagen, lacht sie nur, hänselt man sie damit. Ihr sei es gemütlicher, stichelt sie dann, wenn ihr kein Hansnarr die Stube verdrecke. Man könne sich's ja an den Zehen abzählen, von Fünfen sei kaum ein Halber was wert und der auch nur, stoß' ihm seine Frau die Nase an die richtige Stelle.

Die Theres erwacht aus ihrem Halbtraum. Das Pärchen nebenan hat sich erhoben und wandelt armverschlungen weiter, vorm Weg-

gehn noch ein paar giftige Blicke aufs alte Gegenüber werfend.

„Die habe umsonscht g'hofft, ih werd' verschwinde!" feixt die Wäscherin ihnen nach. „Die kenned wo anderschdhin käschperle gehe. Oh mei, wo die Theres sich einmal hinsetzt, da bleibt se halt hocke, kei Tifel verjagt se."

Doch jäh bricht sie ab: „Oh jerum! Mis Briefle!" Sie greift darnach. „Fast hätt' ih's vergesse. So kommt's, gehn die alte Gedanke schpaziere. Da komme sie immer weiter und weiter, kein Mensch weiß, wohi..."

Derweil sie so ploddert, zieht sie des Bruders Brief aus dem Umschlag, andächtigen Blickes die Zeilen betrachtend.

Man gewahrt schon, ohne Kenner zu sein, die ungefüge Art des Schreibers. Sogar die Theres bemerkt dazu: „Ja — a Schmied, das ischt und bleibt halt der Felix. Der schlagt im Vater nach, jawoll!"

Wieder und wieder liest sie; doch bleiben ihre alten Augen stetsfort an der gleichen Stelle haften. Sie buchstabiert, als sähe sie zum erstenmal des Bruders Schriftzüge. Laut liest sie für sich die einzelnen Sätze und fügt dazu ihre Seelenergüsse.

„Liebe Theres!" — Ja, saulieb isch me, wenn die Lit was vo eim wend. — „Du hast uns schon manches Mal ausgeholfen." — Ja, guet g'nueg isch me immer für so eppes. — „Nun ist unser Fritz in die Jahre gekommen, wo er etwas Richtiges lernen sollte." — Ha unsereins, des hat mer einfach ins Lebe 'nausgschickt zu fremde Mensche. — „Nun meint der Herr Lehrer und auch der Herr Amtmann, der Junge wäre zu geschickt zum bloßen Fabrikler oder Viehknecht." — Des mag freili schtimme! Er ischt a verflixt a lebendigs Lumpebürschle gwen. — „Wir würden ihn gern aufs Technikum geben" — Na, sumse dene Hornusse im Kopf rum! — „Wenn du, liebe Schwester, einen größern Beitrag daran leisten könntest" — Na, Gott und Vater, mir isch nimme z'helfe, und dene Narre drauße au nid. Grad ih — ausg'rechnet ih alt's Waschweib mit mine achtundsechzig Jahre — soll so ne jungs Herrle aufpäpple helfe, damit's mi dann schpäter nid emal mehr anschaugt, weil's sich der grobe Tante halt schämt vor seiner bessere Kameradschaft! Herrgöttle vo Biberach, so was gibt's nid. Ih werd' mei Schparbüechle, mei Alterspfennig doch nid solch junger War' nachschmeiße und darnach selber verhungre, jawoll!"

„Jawoll! Jawoll!" widerhallt's im Forste. Erschrocken lauscht Theres dem dumpfen Echo ihrer eigenen, grollenden Worte, froh, keinen

Isländische Braut.

Menschen in der Nähe und zwischen den Stämmen erkennen zu können. „Die hätted ja g'maint, ih sei verruckt!" so flüstert sie, scheu mit dem Kopfe nickend.

Wiederum legt sie den Brief zur Seite. Ihre Gedanken beginnen nochmals ein seltsam Lustwandeln von Ort zu Ort, ganz unabhängig vom Willen der Alten, die immer wieder ihr Grauhaupt schüttelt, als müßte sie einen unsichtbaren Ansturm von Zeit zu Zeit wieder von sich abwehren. Halb unbewußt greifen ihre Finger dabei nach der Tasche. Der Hunger leitet wohl auf direktem Weg dieses Tun; denn schräger schon stechen die Sonnenspeere durch die Lücken im Laubdach hernieder.

Und während sie ihre Leckerbissen — ein mit Fleisch belegtes Brötchen nebst etlichen Äpfeln

— langsam zerkaut, genießerisch mit der Zunge schmeckend, wogen die Fluten ihrer Seele immer niedriger, immer sanfter.

Sie denkt zurück an ihren letzten, längern Besuch in der deutschen Heimat. Das war vor zehn Jahren! Wie freundlich wurde sie damals von den Verwandten empfangen, als sie aufrückte, wie ein Packträger mit einer Last von Geschenken behangen. Oh je — sie selber ist wohl daran schuld, vermeinen die armen Schlucker draußen in ihr die Banknotentante zu sehn, einen Schwamm, der sich fröhlich ausquetschen läßt und sich stets von selber wieder vollsaugt. Oh je — sie wollte doch auch einmal die Großmut darstellen, angerückt kommen, als könnte sie im Handumdrehen über ein paar Millionen verfügen. Tatsache war das ja wirklich einmal — in der berüchtigten Inflationszeit! Jetzt aber — Herrgöttle von Biberach — legten hundert solche Hascherl wie sie das Ersparte an einen gemeinsamen Haufen — das kleckte noch nicht einmal zur halben — geschweige zur vollen Million.

Ach, wäre man nur nicht so krankhaft gutmütig. Sie kann's und kann's einfach nicht vergessen, wie sie beim damaligen Besuch den Fritzle, das Erzspitzbüblein, gewiegt hat. Sie spürt noch jetzt, nach vollen zehn Jahren, die Weiche der herzigen Bubenpatschchen, den zarten Flaum der blonden „Kruseln", den scheuen Kuß des feuchten Mündchens, das Strampeln der Beinchen; ihr Blick taucht wieder ins sonnenfrohe Blau dieser Äuglein; ihr inneres Ohr glaubt das muntere Krähen des Menschenkindleins wieder zu hören. All' die verdrängten, auch in ihr als Keim vorhandenen Muttergefühle regen sich gleich Saatkörnern im Acker, lassen die alte Seele erschauern, als wollt' es im Winter ihres Gemütes unversehens wieder lenzen.

Zehn Jahre! Ein Bursch' ward aus dem Büblein. Der schießt empor, ist vielleicht schon so groß, wie sie, seine alte Tante Theres. Er möchte jedoch auch geistig wachsen, herauswachsen aus dem Rauhgrund des Heims und hinein in ein volleres, höheres Leben. Dazu soll sie, die Tant', ihm verhelfen. Man ist ja das Geben an ihr gewohnt. Sie hat ja in jüngeren Jahren fast den ganzen Lohn nach Hause gesandt, und auch späterhin, nach der Eltern Tod, den Geschwistern immer und immer wieder, oft heimlich grollend, beigesteuert, im Gedanken, sie könnten nun doch schon soweit sein, ohne Hilfe auszukommen.

Die Alte schnaubt, im Tiefsten erregt, vom Widerstreit der Gefühle im Innern völlig aus ihrer Ruhe gerissen.

Das verwünschte Geld! Leicht würd' sie's hinschmeißen, hätte sie's nicht so bitter nötig. „Selbst die Eichhörnle drobe in de Bäume hamschtere für de kalte Winter!" murrt sie, mit einem Blick ins Geäst, „und ih soll min letschte Notpfennig opfere, wegwerfe für so nen Schnuderbueb, der ihn, weiß der Himmel, vielleicht no verunnutzt!"

Ihr ist, sie spüre auf einmal viel stärker als vorher das Rheuma in den Füßen, die Gicht in den Fingern, den Hustenreiz im rauhen Schlund, in den alten Lungen. Ja, sie fühlte so lange schon das Bedürfnis, vom Tagwerk ein Körbchen voll abzuhängen, sich die Arbeit zu erleichtern, den steifen Gliedern auch während der Woche bisweilen etwas Ruh' zu vergönnen. Jeden Tag in einer andern Waschküch, da müssen ja selbst die zähesten Knochen mit der Zeit spröd und rissig werden. Nur die unangenehmsten Waschorte wollte sie ganz sacht aufgeben. Etwa die Arbeit bei Madam' Wünschling mit ihren fünf Töchtern, wovon keine einz'ge eine Haushaltarbeit anrührt, aus Angst, die Fingerlein abzuknellen, wo's zu Mittag nur Tee und ein Endlein Wurst gibt, auf das der lahme Haushund schon lauert. Dann auch die Stelle bei der Frau Prächtig, welche ihr seit dem vorletzten Mal noch den Waschlohn schuldet und sie sogar noch angepumpt hat, weil sie den Einzüger für das Gas nicht bezahlen konnte. Auch der Ort bei Direktors ist für sie kein Schleck. Dort gibt's zwar genügend Trank und Futter, aber der Lohn ist unter dem Hund, und dabei sucht die Frau Direktor die Wäschestücke mit dem Lorgnon stundenlang nach Flecken ab, bevor sie die schuldigen Fränklein aushändigt. So sind halt die Leut'. „Kannscht sie nid ändre!" Eine Narrensippschaft — und das Verdienen, das ist oft ein Kreuz, vom Herrgott noch extra kantig gehobelt. Jawohl, man sollte keinen roten Rappen aus den Fingern lassen, zielt man auf ein erträgliches Alter, auf ein Erleichtern der Arbeit hin!

Die Alte verkrampft ihre zähen Finger, als wollte sie damit ihr Geldlein festhalten, es bergen vor unsichtbaren Händen, welche sich gierig darnach ausstrecken.

Wie diese Krampfgebärde ermüdet! Das Starre im Antlitz löst sich allmählich, die Finger gleiten auseinander und in die gewöhnliche Lage

zurück. Wie ein Stollenarbeiter in Bergestiefen bohrt und gräbt der Unglücksbrief von neuem im Innern des Gemütes.

„Ach — wär' nur der Fritzle nid, der arme!" flüstert sie seltsam vor sich hin. „Für die andere rührt' ih mi nid vom Fleck, die krieged doch ewig nid g'nueg, jawoll! Doch ih weiß, er isch scho damals a zartes, a herzig fines Büble gwen und a'gschaut — a'gschaugt hat er mi, ih kann die Äugli gar nid vergesse. Wär's nur nid solch e Haufe Geld, ging's nur nid ums Auslumpe, Herr du min Tröster!"

Die Theres jammert, schluckt und schluckt. Den Brief schiebt sie angstvoll zurück in die Tasche, als wäre die ganze Frage erledigt, wenn sie nur das Papier nicht mehr ansieht.

Doch alles nützt nichts — der Inhalt hat sich schon eingebrannt in ihr Gedächtnis. Der Antrag des Bruders verlangt eine Antwort. Für ewig kann sie nicht darauf schweigen, nicht allein des Bruders wegen, sondern um ihres eigenen Gewissens, um ihrer Seelenruhe willen.

So starrt und starrt sie, hinaus ins Grüne, zwischen die bemoosten Stämme, hinüber zum Brunnen, dessen Wasser singend aus eherner Röhre sprudelt. Endlich bleibt ihr Blick an einem morsch gewordenen Baumstrunk haften, den Holzpilze üppig und giftgelb umwuchern, aus dessen Moder aber auch ein Buchensprößling munter aufstrebt, grüngoldene Blättchen dem Licht zuwendend.

Da trifft's die Theres wie ein Schlag. Ein Erkennen tieferen Weltgeschehens dämmert ihr auf. Der alte Strunk da — das ist sie selber. Die Pilze — das sind die Verwandten, die je und je an ihr saugten. Der grüne Buchenschößling aber — eiei, der gliche wohl dem Fritzle! Man glaubt zu sehn, wie der Strunk sich freut, weil der Jungtrieb gerade auf ihm wurzelt, wie freudig er seinen Moder hergibt, damit der Nachwuchs wohl gedeihe. So ist's in der Natur — im Leben. Das Alte zerfällt und nährt im Zerfallen, was jung und frisch aus der Erde aufstrebt, um seines Daseins Kreis zu runden. Der Zug des Sippenblutes regt sich auch in der greisen Wäscherin Seele. Das einzelne Sippenglied muß schwinden — aber die Sippe als solche soll steigen, höher und höher, bis die Spitze der in ihr schlummernden Größe erreicht ist. Der Fritzle draußen, ja das ist auch solch ein Schoß, bestimmt, in die Höhe zu treiben. Er hat ein Recht, von ihr, der Alten, von ihr, der Zerfallenden zu zehren. Wer weiß, wie bald der Herrgott sie von dieser Erde abrufen wird. Wer weiß, ob sie noch mehrere Jährlein sich abrackern muß, um leben zu können? Weiß der Himmel, ob sie das Leichterhaben überhaupt auf die Dauer ertrüge. Ein Roß, das sein ganzes Leben hindurch im gleichen, schweren Geschirr gegangen, das tut vielleicht gar nicht gut daran, einen leichteren Kummet überzustreifen. Ein gutes Werk ist's ja, das sie tun soll. Der Herrgott wird sie für ihr Entsprechen gewiß nicht mit dem Hungertod, mit einem elenden Alter bestrafen. Er hat sie behütet durch viele Jahrzehnte, er wird ihr die Kraft zum letzten Gange nimmermehr versagen lassen!

Jäh strafft die Alte ihren Körper, als stünde sie vor einem Oberfeldherrn, dem sie Bericht zu erstatten hätte.

„'s mueß eifach sei!" Hart dröhnt ihre Stimme, und kraftvoll blitzen die stahlgrauen Augen. „Der Bueb muß sine Monete han! Er darf nid verlottere! Und wenn's mi zehnmal die schwache, dumme Theres schimpfed!"

Ein Atemzug, heraufgeholt aus der tiefsten Tiefe ihrer Lungen, bekräftigt den plötzlichen Entschluß. Und sie setzt sich wieder. Gicht und Rheuma und Husten sind ins Blau zerstoben. Ein Wille, der Riesenwille zum Helfen, hält ihren morschen Körper zusammen.

„Am beschte — ih schreib's ihne grade jetzt!" bestimmt sie, aus dem Monstrum von Tasche einen Bleistift und eine Postkarte ziehend, Sachen, die sie eingepackt hat, ganz fest entschlossen, eine Absage an die Verwandten loszulassen.

„'s mueß eifach sei!" Übers Tischchen gelehnt, das ein Stadtamt sorglich bereitgestellt hat, entwirft sie kurzerhand ihre Antwort. Zitternd gleiten die verwerkten Finger über das glatte Papier. Sie weiß, was sie schreibt, sie kennt die Tragweite ihres endlich gefaßten Entschlusses. Was sie in steifen Buchstaben hinsetzt, das entscheidet ja über das Arbeitserträgnis eines mühereichen Lebens.

Sie achtet, vom eigenen Tun ganz befangen, der Menschen nicht, die unterdessen die Nachbarbänke wandermüd, doch plauderbedürftig besiedelt haben und lächelnd die schreibende Alte umäugeln.

„'s mueß eifach sei!" bekräftigt die Theres nochmals mit weit vernehmbarer Stimme, Bleistift und G'schrift in der Tasche versorgend, diese mit hörbarem Knack verschließend, aufstehend

und den Schirm ergreifend, den sie auch beim schönsten Wetter stets mitschleppt. „Den Leut' und em Himmel isch nie lang z'traue!" pflegt sie entschuldigend zu betonen.

Ihr letzter Blick gilt dem Buchenschößling drüben auf dem modernden Strunk. Die Abendsonne, schräg niederblitzend, vergoldet die Blättlein des jungen Bäumchens. Es ist, als ob von diesem Sonngold ein leiser Abglanz die Alte verschönte, als ob das Leuchten sich übertrüge auf ihr zerfurchtes Greisinnenantlitz.

„Hi — eine Kuriose!" wispert's, ungehört von ihr, auf den Bänken. Sie aber wandert würdig und langsam, ein seliges Lächeln auf den Zügen, und frei von aller Erdenschwere ihrer Großstadtmansarde entgegen; den unsichtbaren Ritterschlag spürend, mit dem der unparteiische Herrgott seine Alltagshelden adelt.

Geheimnisse des Lebens.

Neue Forschungsergebnisse. — Wird die Wissenschaft künstliches Leben schaffen?

Wir leben in einer Zeit, die das Wundern verlernt hat. Fast halten wir es schon für selbstverständlich, wenn Wissenschaft und Technik einen Schleier nach dem anderen lüften, die jahrtausendelang über den Geheimnissen der Natur gelegen haben. Niemand wundert sich mehr darüber — und wenn uns morgen ein Professor die Methode zeigen wird, mit deren Hilfe wir unsere Lebenslänge verdoppeln können, wird uns das allzusehr in Erstaunen setzen? Und doch gibt es noch ein großes Wunder, das dem forschenden Blick des Menschen nach wie vor verhüllt ist; es ist das Geheimnis des Lebens selbst. Der nachstehende Artikel berichtet über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens von diesem wichtigsten und schwierigsten aller Probleme.

Was ist Leben?

Dem Laien scheint die Antwort einfach: lebend sind die Pflanzen, Tiere und Menschen, unbelebt ist etwa ein Kristall, denn er zeigt keine Lebensäußerungen, er ist „tote Materie". Stimmt das? Seit wir mit Hilfe der Röntgenstrahlen und des Ultramikroskops näheren Einblick in den feinsten Bau der Kristalle gewinnen können, haben sich einige recht merkwürdige Tatsachen herausgestellt. Es zeigte sich nämlich, daß viele von den Erscheinungen, die wir ausschließlich dem Leben zuzusprechen gewohnt sind, auch in der Welt der „toten" Kristalle wiederkehren. So stellte es sich heraus, daß manche Kristalle Wasserstoff oder Kohlensäure in sich aufnehmen und wieder abgeben — sie tun also etwas ganz ähnliches, wie der Mensch, wenn er atmet. Und wenn wir uns eine Lösung von Alaun bereiten und ein winziges Körnchen des gleichen Salzes hineinwerfen, dann beginnt in der Lösung ein Kristall zu wachsen — schon nach wenigen Stunden hat sich unser Körnchen verdoppelt und am nächsten Morgen finden wir einen schönen, mehrere Zentimeter großen Kristall in unserer Lösung vor. Wachstum ohne Leben!

Ein Zufall zerbricht den Kristall in kleinere Bruchstücke — und jedes von diesen wächst sich in der Flüssigkeit wieder zu einem großen Kristall aus. Das erinnert deutlich an eine Art der Fortpflanzung, die wir ganz allgemein bei gewissen niedrigen Lebewesen, den Spaltpilzen, finden: sie sehen wie kleine Stäbchen aus, die dann plötzlich in der Mitte durchbrechen — und jedes der Teile wird wieder ein neuer Pilz.

Für zahllose weitere Erscheinungen des Lebens — etwa Reizbarkeit, Heilung von Wunden, Nahrungsaufnahme und Bewegung — finden sich in der Welt der Kristalle die entsprechenden, ihnen teilweise verblüffend ähnlichen Erscheinungen wieder. Trotzdem wird natürlich kein Wissenschaftler den Kristallen wirkliches Leben zusprechen wollen — all die verblüffenden Beispiele, die wir nannten, sind nur Analogien, Ähnlichkeiten mit Vorgängen im Reich der beliebten Materie.

Wissenschaftliche Einkreisung des Lebensproblems.

Wie steht es nun mit der Möglichkeit, einen lebenden Organismus auf künstlichem Wege, im Laboratorium zu schaffen? Der Gedanke, daß die Wissenschaft eines Tages ein künstliches Lebewesen schaffen könnte, ist alles andere, als eine phantastische Träumerei. Schon lange vor dem Kriege hat einer der berühmtesten Biologen, Wilhelm Roux, die Verwirklichung eines derartigen Experimentes bereits für absehbare Zeit als durchaus möglich erklärt, ja, er hat sogar den Weg vorgezeichnet, der im Laufe der nächsten Dezennien zur Erreichung des großen Zieles führen müßte.

Und heute? Noch haben sich die Prophezeiungen Roux' und anderer nicht verwirklicht, noch haben wir das größte Geheimnis der Natur nicht entschleiert. Aber die Wissenschaft hat das